Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Das Krähenried [Schluss]
Autor: Wichmann, Franz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576394

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heimiswyl (zu Jeremias Gotthelfs „Elsi, die seltsame Magd"). Federzeichnung von J. Billeter, Basel.

Das Krähenried.

Novelle von **Franz Wichmann.**

(Schluß). Nachdruck verboten.

Es ist eine übermenschliche Anstrengung gewesen; doch jetzt ist Balduins Kraft zu Ende, er wagt keinen Blick mehr zurück auf sein Opfer, mit wankenden Knieen stürzt er davon. Aber noch ist er nicht weit gekommen, als ein unerklärliches Geräusch ihn erschaudern macht. Die Krähen kreischen wieder über seinem Haupte, sie haben gewittert, daß der Galgen, den die Natur hier errichtet, eine Frucht für sie trägt. Aber das ist es nicht. Und jetzt, wie er sich umwendet, sträuben sich seine Haare empor, und seine Zähne klappern im Fieberfrost des Entsetzens aufeinander. Dort an der Föhre, über der die finstern Totenvögel kreisen, bewegt es sich, zuckt und zappelt, schlägt mit Armen und Füßen, konvulsivisch erst, dann schwächer. Der Heiderjörgl ist nicht tot gewesen, er hat einen Lebenden, nur Betäubten, Bewußtlosen gehängt. Um den vermeintlichen Mord zu verbergen, ist er nun erst zum wirklichen Mörder geworden. Die Entdeckung ist so grauenhaft, daß er unfähig ist, ein Glied zu rühren, einen Schritt zu thun. Wie erstarrt steht er da und sieht, ohne zu helfen, ohne die Schnur zu durchschneiden, wie die Bewegungen des Gehängten schwächer und schwächer, nur noch mechanische Muskelspiele werden, um dann ganz aufzuhören. Regungslos hängt der Tote, und nur die Krähen kreischen.

Da endlich löst sich der Bann des Entsetzens, der auf seinen Lippen liegt, und ein markdurchdringender Schreckensschrei gellt über das Moor.

Diesmal hat man ihn im Hause vernommen, ein Fenster klirrt, die Thür wird aufgerissen, dunkle Gestalten werfen ihre Schatten in den hinausströmenden Lichtkreis, und er hört den angstvollen Ruf seines Weibes: „Balduin, was ist?"

Mit einem fahlen, schreckverzerrten Totengesicht stürzt er ihnen entgegen: „Da — da, erhängt hat sich einer — am Hochgericht! — Grad' zuckt er noch — ich kann's nicht sehen, — geht Ihr hin — —."

Der Knecht und die beiden Fuhrleute sehen ihn verwundert an. Freilich, ein Selbstmörder flößt Grauen ein; aber solche Angst ist doch seltsam, niemand hat Balduin Böhler bisher für einen Hasenfuß gehalten. Der aber bringt kein weiteres Wort hervor und weist nur stumm mit dem Arm gegen den Felsblock.

Da sehen auch die Männer das Schrecknis und bekreuzen sich.

Der blaßgelbe Mond ist durch die schwarzen Wolkenschleier gebrochen und färbt ihre zerrissenen Ränder grün, gelb und blau. Sein weißliches Geisterlicht fällt auf das verzerrte Gesicht des im Winde schwankenden Toten.

„Jesus Maria, das ist ja der Heiderjörgl von Riednang!" schreit der eine Fuhrmann auf.

„Der Hallodri, der ins Amerika ist und der" — sein Blick fällt auf das schreckenentstellte Antlitz des Balduin, und er verschluckt den Gedanken.

Aber eine andere hat ihn auch unausgesprochen verstanden. Die Babette ist unbemerkt herangekommen. „Herr und Heiland, der Jörg, der Lump! Ich hab's gewußt, so hat's kommen müssen!" Aber wie ihr Blick auf den Toten fällt, übersteigt es doch ihre Kraft. Sie hat ja den Elenden, der da zwischen Himmel und Erde hängt, einst geliebt, geliebt mit der ganzen heißen Glut einer erwachenden Mädchenbrust. Ihre Augen umfloren sich, bewußtlos sinkt sie ihrem Manne in die Arme. Der aber hebt die leichte Last auf und trägt sie ins Haus. Ein stechender, schmerzender Gedanke bohrt in seinem Hirn. Ob der Tote recht gehabt? Gehörte sie noch ihm? Hat sie ihn nicht vergessen, liebte sie ihn noch, und wird die Erinnerung nun in ihrer Seele auferstehen, um den Erschlagenen an seinem Mörder zu rächen?...

Unterdessen haben sich die Männer ein Herz gefaßt und sind an die Föhre herangetreten. Vielleicht ist noch Leben in ihm, noch Rettung möglich. Der Knecht zieht sein Messer und schneidet die Schnur entzwei. Aber ehe die Fuhrleute den Körper auffangen können, wuchtet er schwer herab und schlägt mit dem Kopfe auf die scharfe Kante des Steins, daß die Schädelknochen knirschen.

„Der wacht nimmer auf," sagt der Knecht, „tragen wir ihn in die Scheuer, bis die Herren vom Gericht kommen!" Und die drei schleppen den steifen Leib des Toten dem Hause zu.

„Nicht daher!" will Balduin aufschreien, als er, noch

immer um sein ohnmächtiges Weib bemüht, die Männer herankommen sieht. Aber im selben Augenblick erkennt er, daß seine Furcht, sein seltsames Benehmen ihn verdächtig machen muß, und läßt den Toten ohne Widerspruch auf die Streu im Stalle betten. Die Fuhrleute müssen noch bei Nacht ihren Weg fortsetzen, der gleichgültige Knecht hat sich schlafen gelegt, und nur die Magd wacht bei der Frau, die, zum Bewußtsein zurückgekehrt, in ein hitziges Fieber verfällt.

„Vater, wo willst du hin, Vater, bleib da!“ ruft die kleine Gundl, die von all dem Schrecken nichts begreift, von ihrem Bett her, als Balduin sich durch die finstere Kammer tastet. Aber er hört sie nicht und schleicht zur Thür hinaus. Die Folter ist zu furchtbar. Der Mörder kann nicht schlafen mit seinem Opfer unter einem Dache. Wie einen ruhelosen Geist treibt es ihn hinaus in die unwirsche Nacht. Eine schwarze Wolke kriecht wie ein finsteres Ungetüm über den Mond und löscht sein Licht. In den Lüften rauscht und dröhnt es von ferne grollendem Sturm; aber in allem glaubt er die heisern Stimmen der Krähen zu hören, die sich wieder sammeln werden, Gericht zu halten — über einen Mörder.

Erschöpft, vom Regen durchnäßt, mit eingefallenen Wangen, glanzlosen Augen und ergrautem Haar kehrt er am Morgen zum Haus zurück, in weitem Bogen dem Stall ausweichend, in dem der tote Hallodri liegt. Am Bett des kranken Weibes setzt er sich trostlos nieder, stiert wie geistesabwesend vor sich hin, und heiße Thränen träufeln auf ihre Stirn.

„Um dich — um dich — und das Kind —“ flüstert er, ihre fieberglühende Hand drückend, ohne daß sie ihn erkennt. Und so sitzt er, bis die Gerichtskommission erscheint. Diese findet wenig zu thun. Der Thatbestand ist klar, der Tod durch Erstickung eingetreten. Nur einem der Herren fällt die Wunde am Kopfe auf. „Auch die wäre tödlich gewesen,“ erklärt der Arzt. Die Herren sehen sich an und schütteln die Köpfe. Wenn ein Mord vorläge, kein Selbstmord, wenn der Mörder den Toten erst nachher an die Föhre gehängt, um die Spuren seiner That zu verwischen?

Balduin drohen die Kniee einzubrechen. Er fühlt, wie die Gefahr eisigkalt an ihm vorüberschwebt. Alle Farbe ist aus seinem Gesichte gewichen. Um unbefangen zu erscheinen, will er sprechen; aber nur ein heiserer Laut kommt über seine Lippen.

Aber die Herren beachten es nicht, sie hören nur auf den Knecht, dessen Aussage plötzlich alle Bedenken zerstreut. Beim Abnehmen ist der Tote herabgefallen und mit dem Kopfe auf die scharfe Kante des Steins geschlagen, der ihm das Schädeldach zertrümmerte. Da ist es nicht mehr nötig, den Ort der That zu besichtigen, das Augenscheinsprotokoll wird geschlossen, und der Arzt bestätigt die Todesursache, die auf Selbstmord lautet.

Balduin Böhler ist von einer Folter erlöst worden, um auf eine neue gespannt zu werden. Die Riednanger, die den Transport und die Kosten scheuen, weigern sich, den toten Hallodri auf ihren Friedhof aufzunehmen. Ein christlich Begräbnis ist ihm ohnehin versagt. Mag der Lump eingescharrt werden, wo er seine Todsünde begangen hat. Der Platz unter der Föhre, wo man einst die Gerichteten eingrub, ist gerade recht. Der Moorwirt widersetzt sich diesem Beschluß aufs äußerste, aber umsonst. Der Platz ist Gemeindeeigentum, und er hat kein Recht darüber. Zwei Männer von Riednang kommen heraus und werfen den Heiderjörgl wie einen toten Hund in die finstere Grube. Nicht das schlichteste Holzkreuz bezeichnet den Hügel. Aber die Krähen lassen sich darauf nieder und wühlen und wittern das vergrabene Fleisch. Täglich schrillt ihr heiseres Gekrächz dem Moorwirt in die Ohren, und wenn er zum Fenster hinaussieht, so fällt sein Blick auf das Grab dessen, den er gemordet. Das ist mehr als Menschenkraft ertragen kann. „Der Herr ist närrisch geworden,“ flüstern sich Knecht und Magd zu, — und sie haben Recht. „Mein Mann ist unheilbar erkrankt,“ jammert die wiederhergestellte und ahnungslose Babette. Und sie hat Recht. In wenigen Wochen ist der früher so blühende, gesunde, glückliche Mann zu einer wandelnden Leiche verfallen. „Das sind die giftigen Dünste des Moors,“ sagen seine Bekannten, — „da kann kein Mensch gesund bleiben; macht, daß Ihr wieder ins Dorf kommt.“ — Aber es ist schon zu spät.

Zu Oedenmoos und Riednang verbreitet sich seltsame Kunde. Der alte Henker, der seinen Sohn erschlagen, geht wieder ruhelos im Krähenried um. Kinder, Torfstecher und Hirten haben ihn gesehen, wie er mit wirrem Haar, erloschenen Augen und zerrissenen Gewands die schwarzen Gräben entlang irrt. Und so oft ein Rabe schreit, heult er wie in wehem Schmerze auf.

Auch im Moorhause hören sie die abergläubische Mär und schweigen. „Der Herr ist krank,“ heißt es, „und liegt seit Monden im Bette.“ Aber seit Monden ist der Balduin in kein Bett mehr gekommen, nicht mehr ins Haus zurückgekehrt. Unstet hetzt das Gewissen den Wahnsinnigen durch das schwarze Moor. Jeder Verfolgung weiß er zu entrinnen, und so recht traut sich auch niemand in seine Nähe. Nur ein Gedanke lodert noch zuweilen wie die sengende Flamme des Fegfeurs im erlöschenden Hirn des Irren auf. Er ist verdammt auf ewig; denn er hat den Jörg nicht nur leiblich getötet, auch sein ewig Seelenheil hat er dem gemordet, der durch seine Lüge kein christlich Begräbnis gefunden. Ueberall glaubt er, daß ihn der Schatten des Toten wie ein finsteres Rachegespenst verfolge, und immer wieder muß er zum Schauplatz der Schreckensthat zurückkehren, die schwarzen Krähen, die bösen Geister, die seine Seele suchen, von seiner Ruhestatt zu verscheuchen. — —

Der Herbst ist da, die letzten Blumen welken. Eine einzige purpurne Lichtnelke blüht noch hart am Rand des schwarzen tiefen Torfgrabens, der an der Ruhestätte des Hallodri vorbeizieht. Begehrend hat die kleine Gundl, die allein unter der Föhre spielt, ihre blauen Augen darauf gerichtet. Da taucht jenseits eine finstere Schreckensgestalt auf; aber das Kind fürchtet sie nicht. „Vater, brich mir die schöne Blume!“

Der Irre horcht auf. „Vater!“ Der süße Ton weht wie Erlösungsklang in sein Ohr, er erkennt die Stimme seines Kindes. Und vor seinen Füßen leuchtet die Nelke rot wie ein Tropfen vergossenen Blutes. Er beugt sich vor, — weit über den schlüpfrigen Rand des Grabens; schon hält er die gebrochene Blüte in der Hand und wirft sie der Gundl hinüber. Da flattert es schattend über ihn hin, und der heisere Schrei einer Krähe schrillt durch die Luft. „Fort, fort!“ schreit der Irre, „stör' seine Ruhe nicht!“ Und wie er die Arme abwehrend ins Leere streckt, verliert er den Halt und stürzt kopfüber in das schwarze Wasser, das sich quellend und gurgelnd über seinem Haupte schließt.

„Mutter, Mutter!“ schreit entsetzt das Kind und eilt dem Hause zu, „der Vater liegt im Wasser, der Vater ist ertrunken!“

Die blutfarbene Nelke, die es aufgefangen, ist der kleinen Hand entglitten und auf den flachen Hügel unter der Föhre gefallen. Sie ist der erste und einzige Schmuck auf dem Grabe des Elenden, der Gundls Mutter zweimal unglücklich gemacht hat.

Fern vom Neste.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novellette von **Adolphe Ribaux**, übersetzt von Emma Wiepking.

(Schluß).

Vincenzo wäre überglücklich gewesen, wenn er hätte sehen können, wie aufmerksam, wie andächtig man seine Briefe las. Das erste Mal las sie Pippo laut vor; dann kam die Reihe an die Mutter. In ihrer Jugend hatte sie einige Zeit in Rom gedient, wo ihre Herrin, die eine sehr wohlwollende Dame gewesen, ihr Unterricht im Lesen und Schreiben erteilt hatte. Schließlich kam Gioconda hinzu, und dann wurde der Brief abermals vorgenommen.

Neapel mußte eine kleine Welt für sich sein! Und dann diese verpesteten Sümpfe, und dann Genua ganz fern im Norden, fast an der Grenze! Welch' seltsame Länder!

Der Priester hatte Pippo einen Elementaratlas geliehen, auf dem die Mutter und Gioconda sich durch einen roten Punkt vorstellen konnten, wo La Superba am Meere lag.

„Weißt du, er mag dort gar nicht sein,“ sagte die Alte zu Gioconda. „Man merkt, das ist kein Platz für ihn, seine Briefe klingen zu trostlos!“

Dieser Gedanke verursachte ihr schlaflose Nächte, das Essen